

Festsprüche der Bedrängten.

Beduldige Armut.

Es ist kein Mensch so arm geboren,
Daß er der Armut ging verloren,
Sie lag auf Stroh vor zweitausend Jahr,
Dort liegt sie noch und immerdar.

Wer hat's besser?

Reicher und armer Mann gingen jeder auf sein Feld,
Sie zählten beide Halm um Halm wie gutes, goldnes Geld,
Armer Mann brauchte sich nicht lange zu quälen,
Reicher Mann muß noch immer und immer zählen.

Der Ärmste.

Ein Blinder kann die Armut sehen,
Ein Lahmer kann zur Armut gehen,
Sie schreit aus den Stummen, es hören sie die Tauben,
Der Reiche nur kann an die Armut nicht glauben.

Gans Rysler.

Die Weihnacht meiner Kindheit.

Gibt es überhaupt ein anderes Weihnachten als das der Kindheit? Für mich jedenfalls nicht, und ich entsinne mich auch nicht gesehen zu haben, daß andere Erwachsene für eigene Rechnung Weihnachten feiern. Am Heiligabend will man am liebsten bei Kindern sein; wer das nicht kann, möge sich glücklich preisen, wenn er auf eine gute Kindheit zurückblicken vermag.

Man beachte den Weihnachtabend der Erwachsenen. In ihrem Wesen und Benehmen kann man leicht sehen, ob die Kindheit für sie Licht oder düster gewesen ist. Kinder vergießen ja von Tag zu Tag so manche Träne — und lachen im nächsten Augenblick; aber die Kindertränen, die Heiligabend geweint werden, werden spät getrocknet — für so vieles hat das Weihnachtsfest den Kindern. Viele von ihnen sind später zu schlechter Aussoat geworden, und vielleicht wird der Menschheit darum zur Weihnachtszeit so weich ums Herz. Wer zieht wohl freiwillig Dornen für seinen eigenen Ader groß?

Sich mit Weihnachten beschäftigen, heißt die Kindheit von neuem hervorgraben.

Waren die Schneehügel damals wirklich höher, war die Kälte strenger, das ganze Dasein um einen Grad schlimmer für die unteren Stände? Oder besteht der Unterschied zwischen einst und jetzt nur in der Phantasie des Kindes? Ich glaube, es ist so manche Veränderung erfolgt — wenn nicht in den äußeren Verhältnissen, so doch in der Fähigkeit der Menschen, ihnen entgegenzutreten. Die Häuser erheben sich jetzt mehr von der Erde: nicht ohne weiteres deckt ein Schneehügel das Fenster und reicht bis ans Vordach — auch bei der Hütte. Die kleinen Leute drängen sich nicht mehr im Dunkeln zusammen um eine Spulgeschichte — um Licht zu sparen; sie nehmen an mehr Dingen teil und haben mehr Widerstandskraft.

Darum bedeutet das Weihnachtsfest nicht mehr dasselbe. Das Jahr hat jetzt andere Festtage, darunter Tage, die der Arme selbst hat schaffen helfen: der Feierabend ist hinzugekommen und hat Bedingungen für ein Zusammenleben daheim hervorgebracht. Für immer mehr Menschen trägt jeder Tag ein Büßchen vom Feste des Lebens in sich.

In meiner Kindheit war Weihnachten die Dase in der Wüste des Jahres. Eine Begrenzung der Arbeitszeit kannte man nicht, und dem Gesinde war es — fast bei Todesstrafe — verboten, das Bereich des Brotherrn ohne seine Erlaubnis zu verlassen. Nicht einmal die Nacht gehörte einem; man war, praktisch gesprochen, ein Leibeigener. Aber von Heiligabend bis zu Dreikönige hörte die Arbeit bei Anbruch der Dunkelheit auf, und man sagte bloß: „Ich geh heut' abend aus!“ In diesen vierzehn Tagen fühlte man sich als Mensch.

In alter Zeit strahlte die Weihnacht ja einen kurzen Frieden über alle Friedlosen aus: die Ausgestoßenen wagten sich aus dem Balbesbüch hervor und näherten sich den Wohnungen der Menschen. Noch in meiner Kindheit war Weihnachten die Freistatt für so mancherlei Menschliches, das sonst schonungslos von der Zeit verzagt ward, und das dann von diesem notdürftigen Zufluchtsort aus gewachsen ist und den Alltag erobert hat. Darum dehnten wir Weihnachten so lange wie möglich aus und wünschten, das Fest möge gleich bis Ostern dauern.

Was es aber an Handgreiflichem brachte, war häufig nicht viel wert. Nicht nur das Jahr geht ja um Weihnachten zu Ende: für die Vielen fällt das Fest ans schlechte Ende des Daseins. Damals begann der arme Mann schon im November an den Fingern zu saugen, wenn der Winterschlaf unser Hasenstädtchen besiel. Mit der Wohlbeleibtheit des armen Mannes ist's nie weit her; er eignet sich nicht dazu, einen Winterschlaf zu halten; wenn Weihnachten kam, war die Not oft groß. Die wichtigste Frage konnte leicht werden: Wollen Kaufmann und Wäcker Kredit geben, noch einmal? Der Weihnachtsmann von damals war nicht sentimental; brachte er etwas zu Weihnachten, so hatte er dafür getreulich das ganze Jahr gebrandschagt.

Nach Weihnachten wurde der Winter ja strenger; aber das Jahr führte trotzdem aufwärts, und der kleine Mann ist wie geschaffen für den Aufstieg.

Für ihn war Weihnachten auf eigentümliche Art mit der Sonnenwende und der Geburt des Heilands verknüpft. Die karglichen Freuden des Festes bauten sich auf aus allen den Entbehrungen des Jahres; aber dafür brachte Weihnachten auch — wenn es einigermaßen gut ablief — die Erfüllung des Traumes von menschlichen Lebensbedingungen, der in einem jeden wohnt. Das Kind brauchte nicht zu arbeiten, sondern durfte spielen — an allen Weihnachtstagen und obendrein vielleicht in den guten Kleidern. Es kam Besuch oder man ging selber aus — Weihnachten wurden die Kinder immer mit eingeladen. In den Versammlungshäusern wurden bei Anbruch der Dunkelheit die großen Weihnachtsbäume angezündet und ließen Hunderte von Kinderaugen erstrahlen, so daß die ganze Stadt in Glanz gehüllt war. — So vergingen die Tage, und wenn Gott und der Schlächter dem Schweinebraten ihren Segen gaben, kam es vor, daß er nicht nur Heiligabend und an den Feiertagen reichte, sondern Neujahrsabend müßig wieder auftauchte. So verknüpfte sich innerlich das Ganze zu einem langen Gastmahl, und Weihnachten wurde, was es werden sollte: eine Verheißung des Daseins auf bessere Zeiten, eine Art Musterjendung auf die Zukunft vom lieben Gott. O, wie verstand man es, daß der Erlöser gerade damals gekommen war — und wie verstand man, was er auf dem Herzen hatte!

Wie gesagt, nicht selten schlug es fehl. Und dann war Weihnachten selbst wohl nichts anderes als das schlimme Ende eines schlimmen Jahres, das letzte schwere Stück des Hügels. Aber dahinter lag jedenfalls das neue Jahr als sichere Tatsache — und welche Hoffnungen birgt jedes neue Jahr!

Eins leuchtet hervor durch jede Weihnachts Erinnerung und macht sie noch heute festlich: Mutters unermüdlicher Kampf, uns Kindern die Freude unverehrt zuteil werden zu lassen. Fast jedes neue Weihnachtsfest sah einen Mund mehr; aber so reich an Kindern sie nach und nach auch wurde, reicher war sie immer noch an Auswegen für sie, und um Weihnachten verdoppelten sich ihre Fähigkeiten und ihre Fürsorge. Ich gehöre nicht zu denen, die sich die entschwindene Zeit zurückwünschen; auch das habe ich von meiner Mutter. Lebensmutig, wie sie ist, hat sie ein für allemal meinen Sinn der Zukunft zugewandt.

Aber im Schutze ihrer Fürsorge möchte ich trotzdem die Weihnacht meiner Kindheit noch einmal erleben.

Martin Andersen Nexø.

Ich will mitzählen.

Eine Predigt, die gut zu Weihnachten paßt.

Weihnachten ist das Fest des kommenden Lebens. Es ist das Fest der Heiligung des Hornes, das in der Frucht keimend lebendig wurde. Es verherrlicht die Hoffnung auf die werdende Kraft der Zukunft. Das Kind ist das Symbol dieser Kraft.

Ihm wendet unser Auge sich zu, ihm wollen wir Freude geben, und wir leiden, wenn wir diese Freude nicht geben können. Aber über dem Kinde sollen wir nicht vergessen, daß wir selber werdende, daß wir Leile, Träger, Kinder eines werdenden sind. Die Zukunft braucht das Kind, aber wir wollen uns nicht in Rebellen verkeren, wollen nicht vergessen: die nächste Zukunft braucht erst einmal uns, und das Kind wird um so sicherer ernten, je mehr wir für uns vorwegnehmen, was ihm beschieden werden soll. Wir wollen uns nicht winzig erscheinen; wir wollen das Gefühl und Bewußtsein nähren, daß wir einen Wert verkörpern, der das Recht hat zu gelten wie alles Lebendige. Ich will mitzählen! ruft Horace Traubel, der amerikanische Kommunist, in seinen wackelnden Ansprachen an die proletarischen Kämpfer, und seine Worte dürfen in den Weihnachtstagen als eine gute Predigt gelten. Was die christliche Legende dem einen in Dürftigkeit geborenen Kinde an höchster Verehrung zuwendet, ist symbolisch für alle bedrängten und bedrückten Erdenkinder bestimmt. Der Stern, den sie über dem schlichten Feldstalle des einen Wesens strahlen läßt, schimmerte ein Lichtes: Du gilts! Licht fällt aber nicht nur auf die eine Hütte, wo das Kind auf Heu und Stroh liegt, sondern es leuchtet weit in alle Welt. Jeder soll den Stern über sich strahlen fühlen und soll den Jubel seines Lichtes hören: Du sollst mitzählen! Aus diesem Gefühl strömt Traubels befehlender Gesang:

Ich will mitzählen. Ich will nicht abseits stehen. Ich bin gerne bereit, unter der Menge zu bleiben. Ich bin bereit zu dienen, ohne daß jemand mich kennt. Die bescheidenste Arbeit in der Sache ist nicht zu hoch für mich. Die höchste Arbeit in der Sache ist nicht zu bescheiden für mich. Hier stehe ich. Ich bin bereit. Ich will mitzählen. Ob er früh komme oder spät, ich werde den Ruf hören. Erhöre deine Stimme, so wird sie mich aus dem tiefsten Schlaf wecken. Durch das Getöse des lärmenden Tages wird sie zu mir dringen. Gott wartet nicht irgendwo in der Ferne, daß man ihn anbetet. Gott ist in der Sache. Und in der Sache bete ich Gott an. Die Zähler sind unterwegs. Sie machen ihre Kunde und schreiben feierlich ihre Verbündeten ein. Ich will mitzählen.

Glaubst du, du möchtest übersehen werden? Glaubst du, du wärest froh, wenn in der Liste dein Name fehlte? Wir sind alle gleich. Wir sind gut und schlecht geschaffen. Aber trotz unfres Durcheinanders kann jeder Mensch als Einer zählen. Mehr will ich nicht zählen. Aber als Einer ganz. Und dieser Eine soll etwas bedeuten. Diesem Einen soll die ganze Ehre seines allgemeinen Amtes zuteil werden. Ich kann meine Eins gemein machen oder heilig. Ich kann sie zu einem Sonnenstrahl machen oder zu einem Schatten. Meine Sache ist es, sie zum Inhalt der edelsten Triebe zu machen.

Wohin gehörst du, lieber Bruder? Zählst du auf seiten der Liebe? Bist du ein erlöstes Wesen, das zur Göttlichkeit der Zahl Eins erweckt ist? Oder bist du noch an einen Pfahl gebunden als eine Null im Nichts eines gleichgültigen Herzens? Ich glaube, auch du willst mitzählen. Mitzählen zugunsten der Kinder des nächsten Frostes. Zugunsten des größten Glaubens. Zugunsten der Menschheit, nicht gegen sie. Auf seiten des Fortschritts, nicht auf seiten des Stillstands. Auf seiten der Unterdrückten. Auf seiten des allgemeinen Glücks. Auf seiten des Wachstums, nicht auf seiten der Entartung. Was ist das Leben mühe, wenn es am Leben Verrat übt? Was ist das Leben mühe, wenn es mit dem Rückschritt geht? Die Entscheidung ist da. Du mußt vorwärts oder zurück. Du kannst nicht bleiben, wo du bist. Du mußt einen Entschluß fassen und dich auf den Strom der Geschichte hinauswagen. Die Menschheit rechnet die Herzen zusammen. Wird dein Herz mitzählen? Wird dein Wille zerfallen? Wird er zerteilt werden in Rarheit und Glauben? Oder wird dein Wille als eine Einheit für den Tempel gesalbt werden? Wenn du nicht Eins zählst, was zählst du dann? Du bist hohl. Du hast dich als ein leeres Gefäß zum Fest der Zukunft gebracht. Du hast den Bund gebrochen.

Ich weiß nicht, wo die nächste Wegbiegung kommt. Aber ich weiß, daß wir nahe dabei sind. Ich weiß, daß wir das Licht schauen, wenn wir dort sind. Und ich will bei der Schar bleiben. Sind meine Füße auch wund, meine Augen müd; komme ich auch in Versuchung zu verzagen: Ich will doch bei den Pilgrimen ausharren. Ich weiß, wie das Leben, das wir hinter uns lassen, lockt. Aber ich weiß auch, daß vor uns die Gerechtigkeit ist. Das Leben von gestern lebten wir für die Wenigen. Das Leben von morgen wird für alle gelebt. Das Leben von gestern goß dem Besitz. Das Leben von morgen gilt der Menschheit. Wir fordern nicht mehr Nahrung und Kleidung. Wir forderu mehr Leben. Leben wollen wir. Ein Leben so voll, daß es von Leben überschäumt. Wenn wir Nahrung brauchen, um uns Leben zu schaffen, dann wollen wir Nahrung. Aber

Leben ist es, was wir wollen. Leben für alle. Leben besser voll. Keiner soll darben und dürsten. Ich will mitzählen auf seiten des Lebens.

Eythyl und Mythyl.

Der Holzhauer und seine Frau waren früher als sonst aus der Arbeit heimgekommen. Gleich brachten sie ihre Kinder zu Bett, damit sie den Weihnachtsabend verschlafen sollten, da sie ihnen nichts schenken konnten. Die Kinder lagen eine Weile ruhig in ihren Betten, die Eltern waren in der Küche.

Schläfst Du, Eythyl?
Und Du, Mythyl?
Aber nein, wie sollte ich denn schlafen, da ich doch mit Dir spreche . . .

Es ist Weihnacht, gelt? . . .
Noch nicht, ich glaube erst morgen. Aber das Christkind wird uns heuer gewiß nichts bringen . . .

Warum nicht? . . .
Ich hörte, wie Mutter sagte, daß sie nicht hätte in die Stadt gehen können, um ihm zu sagen, daß es auch zu uns kommen soll . . .
Aber im nächsten Jahre wird es kommen . . .

Das ist aber noch lange bis zum nächsten Jahre; höre!
Kurz ist es nicht . . . Doch es kommt heute nachts zu den reichen Kindern . . .

Ach? . . .
Wart', ich hab' eine Idee . . . Mutter hat die Lampe vergessen . . .

Was denn?
Wir werden aufstehen . . .
Das dürfen wir doch nicht . . .
Aber was schadet's, niemand ist da . . . Siehst Du die Fensterläden? . . .

Ja, wie es licht hindurchschimmert!
Das sind die Lichter vom Feste drüben.
Was für ein Fest? . . .

Drüben bei den reichen Kindern; da ist doch der Weihnachtsbaum. Wie wollen die Läden aufmachen . . .
Darf man das?
Natürlich doch, warum nicht? . . . Hörst Du die Musik? . . .

Stehen wir auf! . . .
Die beiden Kinder stehen auf, laufen ans Fenster, klettern auf einen Schemel und stoßen die Läden auf. Eine große Helligkeit bringt plötzlich ins Zimmer; sie sind wie geblendet.

Alles sieht man! . . . sagte Eythyl, doch seine Schwester Mythyl, die kaum Platz auf dem Schemel hat, findet, daß sie nichts sehen kann.

Es scheint! O, da sind zwei Wagen mit sechs Pferden! . . .
Zwölf kleine Knaben steigen aus!
Du bist zu dumm! . . . Das sind doch Mädchen . . .
Aber sie haben Hofen an . . .
Was verstehst Du . . . Puff' mich doch nicht so! . . . Dummes Mädel.

Ich hab' Dich nicht angerührt, aber Du willst ganz allein den Schemel benutzen. Du nimmst mir allen Platz weg . . .
Aber ich steh' doch überhaupt nicht drauf! . . .
Sei still, man sieht den Baum!
Was für einen Baum? . . .
Den Weihnachtsbaum doch! Du starrst ja die Mauer gegenüber an! . . .

Ich schaue auf die Mauer, weil ich keinen Platz hab' . . .
Na, rüd' näher, so, bist Du jetzt zufrieden? Jetzt hast Du aber den besten Platz. Sieh' doch die vielen Lichter! . . .
Weshalb machen die da so viel Lärm? . . . fragte die Schwester.
Die machen Musik . . . das ist doch kein Lärm!
Sind sie böse? . . .

Nein, aber das ist langweilig, frag' nicht so viel!
Noch ein Wagen mit weißen Pferden! . . .
Sei still! . . . Schau doch hin! . . .
Was ist das Goldene, das da hinter den Zweigen baumelt? . . .
Das sind doch die Spielsachen, Du Dummkopf . . . Säbel, Gewehre, Soldaten, Kanonen . . .

Und Puppen, sag', sind keine Puppen da? . . .
Puppen? Nein, das wär' zu dumm, das freut sie nicht . . .
Und rund um den Tisch herum, was ist denn das? . . .
Das sind Kuchen und Früchte und Torten mit Schlagobers . . .
Ich hab' einmal so was gegessen, als ich noch klein war.
Ich auch; es schmeckt besser als Brot, aber es gibt zu wenig aus . . .

Aber die haben genug davon . . . der Tisch ist gestopft voll . . .
werden die es essen? . . .

Natürlich, was sollten sie sonst wohl damit machen? . . .
 Weshalb essen sie es nicht sofort? . . .
 Weil sie keinen Hunger haben . . .
 Sie haben keinen Hunger? weshalb nicht? . . .
 Weil sie immer essen können, wann sie wollen . . .
 Alle Tage? . . .
 Man sagt so . . .
 Werden sie alles aufessen oder werden sie etwas hersehenten?
 Wem? . . .
 Uns . . .
 Sie kennen uns ja nicht . . .
 Wenn man sie bitten würde.
 Das geht doch nicht . . .
 Warum nicht? . . .
 Weil sich das nicht schickt.
 Ach! wie sind sie doch hübsch! . . . sagte das kleine Mädchen.
 Und sie lachen und lachen! . . .
 Und die Kleinen, die tanzen! . . .
 Ja, ja, wir wollen auch tanzen. Wir wollen es gleich versuchen.
 Ach, wie lustig ist das! . . .
 Schau, jetzt bekommen sie von den Kuchen! . . . sie dürfen sie
 anrühren! . . . sie essen! sie essen! sie essen! . . .
 Auch die ganz Kleinen! sie haben zwei, drei, vier! . . .
 O, wie gut das schmeckt! wie gut! wie gut! . . .
 Ich hab' zwölf Kuchen, sagte Whytyl.
 Und ich hab' viermal zwölf bekommen! . . . Komm', ich geb' Dir
 welche, rief Whytyl.
 Nun hören sie, daß der Vater schlafen gehen will, rasch schleichen
 sie den Fensterladen, kriechen in ihre Betten. Bald sind sie ein-
 geschlafen und träumten von dem wunderbaren Weihnachtsabend
 „der anderen“ . . .

Maurice Maeterlinck.

Der bethlehemitische Kindermord.

Sie standen zweifelnd um Herodis Thron,
 Der Prophetie erlesene Professoren.
 Wie man vertilge jenen Gottesohn,
 Der wo in Bethlehem jetzt sei geboren,
 Das war das Thema ihrer Konferenz.
 Doch konnten sie mit keinem Plan noch dienen;
 In einem Vorschlag nur lag Konsequenz,
 Und leider zu gewaltjam schien der ihnen.

Auch war's ein General, der ihn gemacht,
 Ein schwerer Herr und hart dabei wie Felsen.
 Mit harter Stimme hatt' er vorgebracht:
 „Was liegt an vierzig — fünfzig Bubenhälsen?
 Ob man sie erst im Krieg dereinst durchsticht,
 Ob jetzt bereits man schneidig sie behandelt,
 Den Unterschied, bei Gott! ich seh' ihn nicht.“
 Doch jene hatt' ein Grausen angewandelt.

„Nein, nein! es muß ein sanfter Mittel geben!“
 So riefen sie. Und auch Herodes schien
 Dem frommen General zu widerstreben
 Und blickte streng und vorwurfsvoll auf ihn.
 Drum standen sie mit trauern Denkerstirnen
 Und dachten nach und fanden immer nichts.
 Wie Feuer glüht' es schwül in den Gehirnen;
 Doch sprang heraus kein einzig Fünkchen Lichts.

Bis ganz zuletzt und aus den hintern Reihen
 Sich ein Privatdozentlein Jakob nach vorne,
 Ein junges Männlein, schwächlich, blaß und fein,
 Der früh getrunken vom Prophetendorne.

Höflich begann er und ganz leis': „Wie heißt?
 Wer ist's denn, den wir zu beser'n haben?
 Ach denk doch: ein Genie; ich denk' doch: Geist.
 Weshalb da läppisch schlachten so viel Knaben?
 Im höchsten Grade würd's unpopulär.
 Und würde sicher der Regierung schaden,
 Dieweil mein Mittel ganz unschuldig wär',
 Ja! uns mit Ruhm und Ehren würd' beladen.

Wenn Sie gestatten, leg' ich's Ihnen vor.“
 Er sah die Ungeduld in aller Mienen.
 Und auch Herodes selber war ganz Ohr.
 „Wohlan“, fuhr jener fort, „so will ich Ihnen
 Enthüllen, was ich durch Prophetenkunst
 Als ein gewiß noch Kommendes erschaute.
 Und als ich's sah durch ferner Nebel Dunst,
 Ein Werk, an dem die künst'ge Menschheit baute,
 Da sag' ich mir: Warum nicht lieber gleich?
 Warum nicht jetzt — statt blut'gem Messerwegen —
 Dies Mittel wählen? Schützen Thron und Reich
 Vor zu viel Geist mit weisen — Schulgesetzen?

Fürs erste gilt's: nicht auf Entwicklung warten
 Der Kinder, ihnen Freiheit früh entziehen.
 Schon mit drei Jahren in den Kindergärten!
 Das ist der erste Griff! — Wir haben ihn,
 Wir haben ihn, den lebensfrischen Jungen,
 Der nun die blöden Verslein singen muß.
 Nicht länger wird da frei herumgesprungen;
 Geregelt werden zeitig Hand und Fuß.
 Was er auch tut, von Worten wird's begleitet,
 Die überflüssig machen, daß er denkt;
 Sein kleiner Geist wird wie ein Schaf geleitet,
 Das man, auch ohne daß es dürste, trinkt.

Die Schule folgt. Es schlüpfen drein die Kleinen
 Nur durch des strengen Impfzwangs niedres Tor.
 Was Impfen sei? An Armen oder Weinen
 Ein gift'ger Stich. Doch gibt man weislich vor,
 Daß dieser Stich vor schlimmer Krankheit schütze.
 Dies ist auch richtig. Nur passiert dabei —
 Und unsrer Absicht, den! ich, ist das nahe —
 So ab und zu ein bißchen Mörderei.

Die andern aber, die es überwinden
 — Die große Mehrzahl ist's — die sitzen jetzt
 Auf der Galere fest, und Stride binden
 Sie auf die Bank, auf die man sie gesetzt.
 Die Bank natürlich ist so zu gestalten,
 Daß man die Geistesfolter fast bequem
 Zehn, fünfzehn Jahr' imstand ist auszuhalten,
 Drum stets ein neu Modell! ein neu System!

Und nun geht's los, das große Gänsewudeln.
 Man stopft sie voll mit vorgekauftem Brei.
 Aus neuem Krimstrans wie aus alten Subeln
 Schleppt man in Körben Wissenschaft herbei.
 Und da man ihnen nach dem Leben trachtet,
 Sind tote Sprachen namentlich am Platz.
 Ihr physisch Auge wird zuerst unmaßt;
 Es bieten Gläser trefflichen Ersatz.
 Fürs geist'ge werden Nebenstunden sorgen,
 Zum Beispiel: Unterweisung, Kinderlehr',
 Aufgaben spät am Abend, früh am Morgen
 Und immer stärkere Dosen, immer mehr!

Damit die letzten freien Stunden schwinden
 Dem jungen Volk, ihm gänzlich dorrt das Mark,
 Muß man ein Instrument „zum Spiel“ erfinden,
 Ein Übungsinstrument: das Leisestark.
 Ein Kasten ist's, in dem zwar Engel wohnen
 Volk süßen Sings, doch für die Jugend nicht.
 Die spielt darauf im Zwange von Schablonen,
 Bis diese Lust auch wird verhaßte Pflicht.

Noch eines endlich bleibe nicht vergessen:
 Frühzeitig wird fürs Militär gedrillt,
 Daß steif gerate, wer sich müßig gesehen.
 So dann: geimpft, gestopft, gestimmt, bebrillt,
 Auch als Rekrut beziffert noch mit Noten,
 Wird, den der Staat als Säugling schon gepakt,
 Der edle Jüngling zu den geistig Toten
 Endgültig und unschädlich eingepakt.

Das ist's, was ich für Bethlehem empfehle;
 Ich hoffe, daß man mich verstanden hat.
 Anabgeschritten bleibe jede Kneble;
 Ein Schulgesetz hier! ich an Schwerkes Statt.“

Er schwieg und sah sich um mit scheuem Zaudern,
 Die Herren alle sahen totenbläß.
 So auch Herodes. Jetzt — ein schüttelnd Schaudern
 Ersagte den, schier ward sein Auge naß.
 Dann sprach er bebend: „Lieber General!
 Jetzt seh' ich erst, wie so human Sie's meinen.
 Sehn Sie nach Bethlehem, vor solcher Qual
 Endgültig zu bewahren jene Kleinen.“

Josef Victor Widmann.

Der Weihnachtsapfel.

Als ich noch Lehrer an der Strafanstalt in D. war, habe
 ich dort ein Weihnachtsfest erlebt, das unauslöschlich in meiner
 Erinnerung steht, grauig und rührend zugleich.

Die Anstalt umfaßt Zuchthaus und Gefängnis; beide waren
 in jener Zeit, in die mein Erlebnis fällt, ziemlich voll besetzt;
 worüber sich viel sagen ließe! „Herzbrecher“ aller Art büßten dort
 ihre Sünden, vom Raufbold bis zum Raubmörder, vom armen
 Stromer, der eine alte Hofe gestohlen, bis zum internationalen
 Hochstapler. Es war eine höchst interessante Gesellschaft, und ich

habe dort viel gelernt, was ich nicht wissen möchte. Das hatte ich hauptsächlich der Eigenart meiner Stellung zu verdanken. Mein Vorgänger, ein Charakter von unanfechtbarer Lauterkeit, war dreißig und vierzig Jahre an der Anstalt als Lehrer tätig gewesen; er hatte das edelste Herz und war ein wahrer Vater seiner Zöglinge; sie achteten und liebten ihn auch alle. Diese Achtung und Liebe übertrugen sie auf mich, sobald sie merkten, daß ich ihrem Unglück Verständnis entgegenbrachte; ich konnte mir das Vertrauen der „Sträflinge“ um so eher erwerben, als der Direktor ein harter und despotischer Mann war, der bei der geringsten Kleinigkeit Dunkelarrest bei Wasser und Brot verhängte. Und der Pastor? Na, wie die meisten Pastoren wollte er die räudigen Schäflein mit Hilfe frommer Bibelsprüche und Gesangbuchverse „befeihen“. Ja, und das geht nun mal nicht; darüber sind die vielerfahrenen, mit allen Sünden geübten Insassen der Strafanstalten längst hinaus; sie lachen höchstens, wenn jemand ihnen mit der frommen Weisheit imponieren will. Aber das merken die salbungsvollen Herren in ihrer hartnäckigen Kurzsichtigkeit nicht. Unser Anstaltspastor merkte es auch nicht; er war auch viel zu oberflächlich dazu. Da war es kein Wunder, daß die Leute weder zum Direktor noch zum Pastor Vertrauen hatten. Und doch hatten auch sie das Bedürfnis, sich mitzuteilen, und dieses Bedürfnis war um so berechtigter, als in O. Einzelhaft herrschte.

Einzelhaft!

Nur die wenigsten können wissen, was das bedeutet. Tagaus tagein in einer kahlen Zelle allein sitzen und kein freundliches Menschenwort hören, zu niemand sprechen dürfen; nur immer Storstetis nähen, Mohr puken, Kaffeebohnen verlesen und dergleichen! Das ist eine unerträgliche Folter. Darum bekamen die meisten Insassen auch bald nach ihrer Einlieferung eine Art Naptus, in dem sie törichte und schreckliche Dinge vollführten. Der Erfolg war dann in der Regel die — Dunkelkammer bei Wasser und Brot. In solchen schweren Zeiten, wenn sie sich von aller Welt ausgestoßen sahen, bin ich dann, wenn irgend mein sehr anstrengender Dienst es zuließ, zu ihnen gegangen, um ihnen Gelegenheit zu schaffen, sich einmal auszusprechen zu können. Nur einmal aussprechen! Es ist mir unmöglich, zu schildern, wie dankbar sie waren für jedes beruhigende Wort. Für mich waren das schöne, aber auch häufig schwere und aufregende Besuche. —

Der erste Weihnachtstag war herangerommen. An diesem Tage hatte ich dreimal den Gottesdienst auf der Orgel zu begleiten: im Zuchthaus, im Gefängnis, und in der „Weiberanstalt“; da blieb nicht viel Zeit übrig zu Zellenbesuchen. Damit die Gefangenen an diesem Fest der Liebe auch in ihrer Zelleinsamkeit nicht ohne „Gottes Wort“ blieben, mußte ich das „Hannoversche Sonntagblatt“ in die Zellen tragen. Um nun nicht jede einzelne Zelle aufschließen zu müssen, wartete ich, bis die Predigt begann, und schlüpfte dann in den Zuchthausflügel, warf in jede während des Gottesdienstes offenstehende Zelle ein Sonntagblatt und saß nach einer Viertelstunde wieder auf der Orgelbank. Das hatte ich immer ganz glatt erledigen können; nur am heutigen Weihnachtstage sollte mir ein unerwartetes Hindernis begegnen. Als ich auf meinem Eisgange bei der Zelle Nr. 17 im dritten Stock des Zuchthauses anlangte, war sie verschlossen; das war nicht weiter auffällig; denn es kam häufiger vor, daß Gefangene sich krank meldeten. Sie wurden dann vom Kirchenbesuch entbunden und durften auf ihrer Zelle bleiben. Also Nr. 17 krank. Im Augenblick kam mir nur der Gedanke: Wie kann ein solcher Hüne krank werden? Aber er hatte seinen Naptus; denn er war noch nicht lange hier. Ich öffnete also den dreifachen Nachverschuß und trat ein. Aber entsetzt prallte ich zurück. Er hatte sich erhängt!

Was nun folgte, kann ich so schnell nicht erzählen, wie es sich ereignete. Im nächsten Augenblick sah ich, daß er noch lebte, und stürzte hinzu, um die Schlinge zu lösen. Ich Tor! Es ging natürlich nicht. Er hatte sich an seinem Hosenträger an der eisernen Bettstelle erhängt. Messer heraus und abschneiden! Hart fiel der schwere Körper auf den Gipsboden der Zelle. Jetzt löste ich die Schlinge, riß ihm das Zeug auf und rieb und schüttelte, was ich konnte; er war im Gesicht blaurot. Nach fünf Minuten ange strengtester Tätigkeit fingen Rauch und Brust erst schwach, dann in mächtigen Stößen an zu atmen. Nun legte ich ihm den Rücken Sonntagblätter als Kissen unter den Kopf und benebte ihm das Gesicht mit dem Wasser aus seiner Zellenkanne. Es dauerte auch nicht lange, so schlug er die Augen auf und blickte mich verzweifelt an; dann richtete er sich halb auf, und nun geschah etwas Schreckliches. Er suchte wild mit den Armen umher, stieß mich plötzlich heftig zurück und tastete nach dem zerschnittenen Hosenträger, um sich von neuem aufzuhängen! Ich suchte ihn zu hindern, und nun entstand ein kurzes, verzweifeltes

Ringen. Bei ungeschwächter Kraft hätte er mich sicher überwunden; denn er war trotz seiner neunzehn Jahre hünenhaft gebaut; aber heute gelang es ihm nicht. Schon wollte ich auf den Knopf der elektrischen Glocke drücken, um einen Aufseher herbeizurufen; doch seine Kräfte ließen nach. Wozu also noch Zeugen herbeizurufen. Der Unglückliche war ganz erschöpft; ich strich ihm das zerzaufte Haar ein wenig zurecht und redete mit leisen und hastigen Worten auf ihn ein: Was soll das? Warum solche Dummheiten! Sie sind Vater eines Kindes! Und sind noch so jung! Es wird noch alles gut usw. Er sah mich völlig hilflos an; dann setzte er sich mit meiner Hilfe aufs Bett und schluchzte unaufhörlich. Ich sah nach der Uhr; gleich mußte die Predigt zu Ende sein; ich mußte zurück in die Kirche. Da kam der wachhabende Aufseher, der trotz meiner Vorjucht aufmerksam geworden war. Er übernahm sofort die Sachlage. In aller Eile versprach ich meinem Zögling, nach beendigtem Gottesdienste wiederzukommen, und ließ ihn dann mit dem Aufseher allein. Doch hatte ich in der Kirche keine Ruhe und eilte, als der letzte Ton verklungen war, sofort wieder nach Nr. 17. Er hatte sich etwas beruhigt und hörte geduldig an, was ich ihm von seinem Kinde erzählte, das Klein und hilflos des Vaters bedürfe. Er könne noch ein tüchtiger Mensch werden; denn er sei noch jung und ich wolle ihm helfen und hätte nun das feste Vertrauen zu ihm, daß er keine Dummheiten wieder begehe usw. Er hörte mich zerknirscht an; aber er sagte kein Wort. „Also, D... , das machen Sie nicht wieder!“ Er drückte mir die Hand. Dann verließ ich ihn.

Der wachhabende Aufseher war verpflichtet, den Vorfall sofort zu melden, und der Gedanke, daß der hartherzige Direktor den unglücklichen Selbstmordkandidaten in den Dunkelarrest schicken würde, ließ mir keine Ruhe. Nachmittags war Konferenz der Oberbeamten über den Fall; ich stellte ihn so milde wie möglich dar und bat dringend, von einer Bestrafung abzusehen usw. Zu meiner großen Freude wurde meine Bitte erfüllt. Versuchsweise! D... war ja ein „frecher Straßenräuber“ und war dem transportierenden Gendarmen aus dem in voller Fahrt (!) befindlichen Eisenbahnzuge entsprungen. Also er blieb straffrei, ja noch mehr; ich erreichte es bei dem Direktor, der besonders guter Laune sein mochte, daß Nr. 17 sogar die übliche Weihnachtsbescherung erhielt: einen Teller mit Äpfeln und Nüssen. —

Am nächsten Morgen war mein erster Gang nach Nr. 17. „Guten Morgen, D...! Gut geschlafen? Das ist schön. Wie geht es Ihnen denn sonst?“ Er antwortete nicht und sah mich auch nicht an. „Kann ich Ihnen noch irgendwie gefällig sein?“ Er antwortete wieder nicht und blickte zu Boden. „Fehlt Ihnen etwas, D...?“ Da sprang er mit plötzlichem Auf auf seinen Brettschemel und längte vom kleinen Wandspind, wo er seine Weihnachtsäpfel der Reihe nach aufgestapelt hatte, den schönsten herunter, brückte ihn mir stumm in die Hand und weinte wie ein Kind.

Nie habe ich mich über ein Weihnachtsgeschenk mehr gefreut als über diesen Apfel.

Jürgen Brand.

Christbaumnisse.

Reht der Weihnachtsabend wieder,
Friedvoll und verheißungshold,
Schmückt man viele tauben Nüsse
Festlich mit dem Fittergold.

Und die gold'nen Nüsse leuchten
Herrlich in dem Lichtermeer,
Wundersame Märchenfrüchte —
Innen aber sind sie leer.

Und wie reich die schönen schimmern,
So von außen, so von fern,
Höher wären sie zu schäßen,
Värgen sie den süßen Kern:

Dienten sie nicht bloß den Vämen
Eine Stunde oder zwei,
Gäßen sie auch brav zu zehren,
Wenn das Friedensfest vorbei.

Hanns von Gumppenberg.